

(Nachdruck verboten.)

76) Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gey.

„Lauf, lauf!“ flüsterte die Mutter, mit dem Fuß aufstampfend. In ihren Ohren summt es, lautes Geschrei drang herüber. . . Da erschien über der Mauer ein dritter Kopf. . . Die Mutter griff sich mit den Händen an die Brust, blickte hin, erstarrte. . . wartete. . . Der blondhaarige Kopf ohne Bart fuhr in die Höhe, als wollte er sich losreißen und verschwand mit einem Mal hinter der Mauer.

Das Geschrei wurde immer lauter und wilder, der Wind trug seine Pfeifentriller durch die Luft. . . Michailo schritt an der Mauer entlang. Jetzt hatte er sie schon passiert und ging über die freie Stelle zwischen dem Gefängnis und den Häusern der Stadt. Die Mutter hatte das Gefühl, daß er viel zu langsam ginge und unnützerweise den Kopf so hoch hob; jeder, der auf ihn blickte, würde sein Gesicht ewig im Gedächtnis behalten. . . Und sie flüsterte wieder:

„Schnell. . . Schnell. . .“

Hinter der Gefängnismauer ertönte ein trockenes Klatschen. . . Man hörte das keine Klirren einer zer schlagenen Scheibe. Der eine Soldat stemmte die Füße gegen den Boden und zog das Pferd zu sich heran, der andere legte die Faust gegen den Mund und rief etwas in der Richtung des Gefängnisses, und nachdem er das getan, wandte er sich mit dem Kopf seitwärts und hielt sein Ohr hin.

Die Mutter drehte in äußerster Spannung den Hals nach allen Seiten; ihre Augen, die alles sahen, glaubten nicht an das Geschehene, sie hatte es sich schrecklich und schwer vorgestellt, es war so einfach und kam so schnell zustande, daß sie durch diese Schnelligkeit betäubt wurde. Auf der Straße war Rybin schon nicht mehr sichtbar, da ging ein großer Mann im langen Paletot und lief ein Mädchen. . .

Hinter der Gefängnismauer sprangen drei Aufseher hervor; sie liefen dicht nebeneinander, und alle hatten die rechte Hand ausgestreckt. Ein Soldat stürzte ihnen entgegen, der andere lief um das Pferd herum, bemühte sich hinaufzuspringen; es gab nicht nach, tänzelte und alles ringsum tanzte mit dem Pferde zusammen. Ununterbrochen durch schnitten Pfeiffe, die vor ihrem eigenen Klang erschrafen, die Luft. Ihre unruhigen verzweifelten Töne erweckten in dem Weibe das Bewußtsein der Gefahr; sie fuhr zusammen, ging am Zaun entlang und folgte den Aufsehern; aber sie liefen mit den Soldaten um die andere Ecke und verschwanden. Hinter ihnen her lief ein ihr bekannter Unteraufseher aus dem Gefängnis in aufgedröpfter Uniform. Bald erschien die Polizei, man wußte nicht woher, und Volk lief zusammen.

Der Wind wirbelte, saufte, als freute er sich über etwas, und trug abgerissene Schreie, die sich ineinander verwickelten, an das Ohr der Frau.

„Sie steht die ganze Zeit da!“

„Die Weiter?“

„Warum haben Sie denn nichts gesagt, der Teufel soll Sie holen. . .“

Und wieder ertönten Pfeiffe. . . Diese Verwirrung machte ihr Freude, sie schritt schneller vorwärts und dachte: „Das heißt — es geht. . . Wenn er wollte, könnte er auch. . .“

Hinter dem Kirchhof tauchten ein Revieraufseher und zwei Polizisten auf, die ihr entgegenstürzten.

„Halt!“ schrie der Revieraufseher schwer atmend: „Halt Du einen Mann. . . mit einem Warte. . . gesehen? Ist der hier nicht vorbeigelaufen?“

Sie deutete auf den Zaun und erwiderte ruhig:

„Dahin ist er gegangen. . .“

„Jegorow! Lauf. . . Pfeiff!“ rief der Revieraufseher. „Schon lange?“

Ja, so etwa vor ein paar Minuten. . .“

Ihre Stimme wurde von dem Pfeifen übertönt, der Revieraufseher wartete ihre Antwort nicht ab, rannte über die gefrorenen Schmutzkumpen dahin und schwenkte die Hand in der Richtung nach den Gärten. Hinter ihm jagten pfeifend und mit vorgebeugten Köpfen die Polizisten. . . Sie blickte

ihnen nach und ging nach Hause. Ihr tat etwas weh, aber sie dachte an nichts, einfach ein bitteres, ärgerliches Gefühl lag in ihrem Herzen. Als sie vom Felde auf die Straße trat, kreuzte eine Droschke ihren Weg. Sie erhob den Kopf und sah in der Droschke einen jungen Menschen mit hellem Schnurbart und blassem, müdem Gesicht, der sie ebenfalls ansah. Er saß schief und wahrscheinlich davon war seine rechte Schulter höher als die linke.

Nikolai trat ihr fröhlich entgegen

„Sieh da, noch am Leben! Nun, wie war es?“

„Es scheint geglikt. . .“

Sie bemühte sich, alle Einzelheiten in ihrem Gedächtnis wieder wachzurufen. Sie sprach aber, als wenn sie die Erzählung eines anderen wiedergäbe, an deren Richtigkeit sie zweifelte.

„Sehen Sie wohl — wir haben Glück!“ sagte Nikolai, sich die Hände reibend. „Aber welche Angst habe ich um Sie ausgestanden! Das soll der Teufel holen! Wissen Sie, Milowna, nehmen Sie meinen freundschaftlichen Rat an — fürchten Sie sich nicht vor der Gerichtsverhandlung! Je eher sie stattfindet, um so näher rückt die Stunde, wo Pawel frei wird, das glauben Sie mir! Vielleicht flieht er unterwegs. . . Der Prozeß ist ungefähr ein Stücklein folgender Art: . . .“

Er entwarf ihr ein Bild von einer Sitzung, sie hörte zu und begriff, daß er etwas fürchtete und sie ermutigen wollte.

„Vielleicht glauben Sie, ich verrate den Richtern etwas?“ fragte sie plötzlich. Oder bitte sie gar um etwas?“

Er sprang auf, gestikuliert vor ihr mit den Händen und rief gekränkt:

„Was sagen Sie! Sie beleidigen mich. . .“

„Ich habe Furcht, das ist richtig! Was ich fürchte, weiß ich selbst nicht. . .“ Sie schwieg und ihre Augen irrten im Zimmer umher.

„Bisweilen kommt es mir vor, als würden Sie Pawel beleidigen, sich über ihn lustig machen. . . ihm etwa sagen: „Ach, Du Bauer — Bauernsohn! Was hast Du da angerichtet?“ Pawel ist aber stolz. . . Er antwortet Ihnen ebenso. . . oder Andrej lacht Sie aus. . . Sie sind alle so leidenschaftlich, so aufrichtig. . . Da denkt man, es passiert plötzlich etwas! . . . Einer hält es nicht aus, die anderen springen ihm bei. . . und dann werden sie zu einer Strafe verurteilt — daß man sie nie wieder sieht!“

Nikolai schwieg finster und zupfte seinen Bart.

„Diese Gedanken wird man nicht los!“ sagte die Mutter leise. „Es ist schrecklich — das Gericht! Wenn die Richter alles zu untersuchen und die Wahrheit abzuwägen beginnen. . . ist es fürchtbar! Nicht die Strafe, sondern das Gericht, die Abschätzung der Wahrheit. . . Ich vermag das nicht auszudrücken. . .“

Sie fühlte, daß Nikolai ihre Furcht nicht verstand, und das machte es ihr noch schwerer, von ihrer Furcht so zu erzählen wie sie wollte.

XXII.

Diese Furcht wuchs wie Schimmel drei Tage in ihrer Brust und als der Tag der Gerichtsverhandlung anbrach, nahm sie in den Sitzungssaal eine schwere, dunkle Last mit, die ihr Rücken und Hals niederdrückte.

Auf der Straße begrüßten sie Bekannte aus der Vorstadt; sie verbeugte sich schweigend und drängte eiligst durch die finstere Menge. In den Gerichtskorridoren, im Gericht und im Sitzungssaal traf sie die Verwandten der Angeklagten, die ebenfalls mit gedämpfter Stimme sprachen. Die Worte erschienen ihr überflüssig und sie verstand sie nicht. Alle Leute waren finster, alle hatte ein und dasselbe Gefühl der Niedergeschlagenheit ergriffen, das ging auf die Mutter über und bedrückte sie noch mehr.

„Setz Dich zu mir!“ sagte Ssijow und rückte auf der Bank heran.

Sie gehorchte, legte ihr Kleid zurecht und blickte um sich. . . Vor ihren Augen flossen grüne und himbeerfarbene Streifen und Flecke in einander und erglänzten feine, gelbe Fäden. . .

„Dein Sohn hat unseren Grisha ins Unalück gestürzt!“ sagte leise ein Weib, das neben ihr saß.

„Schweig schon, Natalja!“ erwiderte Ejsow streng. Die Mutter wandte sich zu dem Weib: es war Frau Samoilow. Weiterhin saß ihr Gatte, ein lahler, ehrbarer Mensch mit breitem rotem Bart. Sein Gesicht war knochig, mit zusammengekniffenen Augen blickte er gerade aus, und sein Bart zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Droht uns eine neue Eiszeit?

Der Sommer des Jahres 1907 war so ungewöhnlich kalt und unfreundlich, daß man es den Leuten nicht verdenken kann, wenn sie durch ihn völlig stußig gemacht wurden und meinen, die Erscheinung könne nur durch ganz veränderte Verhältnisse in unserem Sonnensystem erklärt werden. Wenn man diese Annahme macht, so ist der weitere Schluß eigentlich ganz konsequent, daß so durchgreifende Veränderungen sich nicht auf ganz kurze Zeiten beschränken, sondern daß sie sich für längere Weltperioden geltend machen. Es erscheint also von diesem Gesichtspunkt aus nicht ungereimt, daß wir uns einer allgemeinen Kälteperiode nähern. Von Hause aus steht eine solche Annahme nicht im Widerspruch mit den Lehren der Wissenschaft. Es ist unwiderleglich bewiesen, daß vor Jahrtausenden auf der Erde eine viel größere Kälte herrschte, als heutzutage. Während jetzt nur im hohen Norden die Gletscher bis zur Meeresoberfläche herunterreichen, war das damals in Gegenden der Fall, in denen gegenwärtig Pflanzen blühen, die eines sehr warmen Klimas zu ihrer Existenz bedürfen, z. B. im südlichen Frankreich. Es entsteht unter diesen Umständen die wichtige Frage, ob eine solche Eiszeit nur einmal oder höchstens einige Male im Laufe der Entwicklung der Erde eintreten konnte oder ob wir es mit einem Vorgang zu tun haben, der sich periodisch wiederholt, wenn auch die einzelnen Perioden um viele Jahrtausende voneinander entfernt sind. Die Frage wird sich erst dann entscheiden lassen, wenn die Ursachen klargelegt sind, die die frühere Eiszeit herbeiführten, denn nur dann wird man sehen, ob diese Ursachen auch jetzt noch in Wirksamkeit sind, oder ob es sich um Dinge handelt, die nur auf der damals jungen Erde vorlamen, jetzt aber durch die Weltentwicklung überwunden sind. Hierüber ist die Wissenschaft noch zu keinem endgültigen Resultat gelangt. Einzelne Forscher neigen der Ansicht zu, daß die Ursachen der Eiszeit sich nicht mehr wiederholen können. Sie verweisen auf die Veränderlichkeit der Atmosphäre. Jetzt besteht diese aus etwa 20 Teilen Sauerstoff und 80 Teilen Stickstoff, wozu noch eine geringe Beimengung von Kohlenäure und außerdem nur ganz geringe Spuren von Gasen treten, die eben wegen ihres seltenen Vorkommens als Edelgase bezeichnet werden, nämlich Helium, Argon, Xenon. Im großen und ganzen sind diese Bestandteile durch allmähliche Mischung und durch Stürme und andere Luftbewegungen so gut gemischt, daß überall auf der Erde ziemlich das gleiche Mischungsverhältnis besteht; seit man chemische Untersuchungen der Luft anstellen konnte, hat man keine Veränderung in der Zusammensetzung feststellen können. Aber die Zeit, seit man solche Untersuchungen vorzunehmen gelernt hat, ist noch so kurz, daß man aus ihr keinerlei Rückschluß auf längere Epochen machen darf, ja daß sie gegen die Jahrtausende, mit denen die Geschichte der Erdentwicklung rechnet, völlig verschwinden. Ursachen, die auf eine Veränderung der Atmosphäre hinwirken könnten, sind auch jetzt noch vorhanden, ja in gewissem Sinne jetzt vielleicht stärker als früher. So hat sich infolge der Einführung der Dampfmaschinen die Zahl der Oefen und Feuerstellen in einem ungeheuren Maße vermehrt, und jeder Ofen sendet fortwährend neue Kohlenäure in die Luft hinaus. Diese verteilt sich in den ganzen Luftraum und wegen dieser starken Verteilung hat man bis jetzt noch keine Vermehrung der Kohlenäure konstatieren können, aber es ist gar nicht ausgeschlossen, daß eine solche im Laufe der Zeiten merklich wird. Hierbon ganz abgesehen, meinen einzelne Forscher, daß die zuerst entstandene Atmosphäre überhaupt noch keinen Sauerstoff enthalten hat, sondern daß dieser erst dadurch in die Luft gelangte, daß die Pflanzenwelt ihn auschied, zuerst in ganz geringen Mengen, dann mit der Zunahme der Vegetation auf der Erde in immer steigender Masse. Die Zusammensetzung der Luft ist aber durchaus nicht belanglos für den Wärmegehalt der Erde. Denn die Sonnenstrahlen, die uns ja unsere ganze Wärme bringen, müssen, bevor sie zur Oberfläche der Erde gelangen, durch die Luft wandern, und dabei wird ein großer Teil der Wärme von den einzelnen Luftteilchen festgehalten und verschluckt. Wir wissen nun, daß verschiedene Stoffe die Wärme, die durch jene dringt, auch in ganz verschiedenem Maße absorbieren, und darauf beruht z. B. der Unterschied, den die verschiedenen Bekleidungsstoffe in bezug auf die Wärme darbieten. Seide läßt die Wärme, die unserem Körper entströmt und in die Luft einfließt, in viel geringerem Maße durch, als Leinwand, darum ist Seide ein sehr guter Wärmeschutz, sie hält, wie man sich ausdrückt, den Körper warm. So werden auch die verschiedenen Substanzen, die die Atmosphäre zusammensetzen, die Wärme in immer anderen Mengen verbrauchen und der Erde entziehen. Dazu kommt, daß ein großer Teil der Wärme, die nun wirklich zur Erde gelangt, nicht auf ihr verbleibt, sondern in den Weltraum zurückgeworfen wird. Auch diese reflektierte Wärme muß wieder durch die Luft

wandern und auch von ihr wird ein Teil durch die Atmosphäre dringen und in den Weltraum gelangen, ein anderer Teil aber wird in der Luft festgehalten und kommt durch allmähliche Rettung der Erde wieder zugute; auch das Verhältnis dieser uns auf solche Weise erhalten gebliebenen Wärme ändert sich mit der Zusammensetzung der Luft. Nun sagen die vorher erwähnten Forscher, die Atmosphäre ändere sich in der Art, daß immer mehr Wärme auf die Erde kommt und immer mehr ihr verbleibt. Denn durch das Kloße Aufsprallen auf der Erdoberfläche wird die Natur der Wärme selbst so umgewandelt, daß sie nachher in ganz anderem Verhältnis von der Luft verschluckt wird als vorher. Durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände wird es erreicht, daß wir, je älter die Erde wird, um so mehr Wärme haben, daß also Eiszeiten nur in dem Jugendstadium der Erde möglich waren, für die Zukunft aber ausgeschlossen sind.

Andere Gelehrte aber neigen der Ansicht zu, daß nicht die Atmosphäre das wichtigste ist für den Wärmegehalt der Erde, sondern ihre Stellung zur Sonne. Bei ihrer jährlichen Wanderung um die Sonne bewegt sich die Erde nicht immer mit der gleichen Geschwindigkeit, sondern bald schneller, bald langsamer. Gegenwärtig ist das Verhältnis nun so, daß in der Zeit, in der die Sonnenstrahlen die nördliche Erdhälfte senkrechter treffen, also diese Hälfte besser erwärmt, die Erde sich langsamer bewegt, so daß jetzt der Sommer unserer Halbkugel länger dauert als ihr Winter, und zwar um etwa neun Tage. Dieser Unterschied macht sich nun in der Weise geltend, daß sich die Wirkung im Laufe der Jahre anhäuft, daß also der nördliche Sommer uns immer mehr Wärme brachte, und daher rührt es, sagen diese Naturforscher, daß es jetzt bei uns viel wärmer ist als zur Zeit, in der dieser Teil der Erde vereist und vergletschert war. Dieser Zustand, das ist sicher, wird aber nicht immer andauern. Der Frühlingspunkt und der Herbstpunkt und damit die Lage des Sommers und die des Winters ändern sich fortwährend derart, daß immer nach 26 000 Jahren eine ganze Umwandlung eingetreten ist; nach 26 000 Jahren werden unsere Sommer- und Winterverhältnisse genau ebenso sein wie jetzt. Bis dahin wird aber einmal ein Zeitpunkt gekommen sein, in dem auf der nördlichen Halbkugel der Winter um neun Tage länger ist als der Sommer, und umgekehrt auf der südlichen Hälfte der Erde, wo jetzt der Winter länger ist, später der Sommer länger sein wird. Durch die so veränderte Länge der Jahreszeiten, wird behauptet, könne recht wohl eine neue Eiszeit herbeigeführt werden, freilich nicht für die ganze Erde, sondern derart, daß auf der einen Erdhälfte Kälte und Eis herrscht, auf der anderen aber eine große Hitze. Dieselben Forscher sagen, daß auch bei früheren Eisperioden nicht die ganze Erde auf einmal und zur gleichen Zeit vergletschert war, sondern einmal die nördliche Erdhälfte, das andere Mal die südliche, und daß dann die nicht vereiste viel wärmer war als jetzt. Für diese Annahme spricht die Tatsache, daß es einmal eine Zeit gab, in der es bei uns und weiter nach Norden so warm gewesen sein muß, wie jetzt in der Nähe des Äquators. Das wird dadurch erwiesen, daß im nördlichen Sibirien und im hohen Norden Amerikas Ueberbleibsel von Tieren und von Pflanzen aufgefunden wurden, die ihrer ganzen Natur nach nur in einer heißen Zone leben können; dort muß es also tatsächlich früher sehr warm gewesen sein. Die Geologie ist jetzt noch nicht soweit entwickelt, um entscheiden zu können, ob die Wärmeperiode des Nordens zeitlich zusammenfiel mit einer Eiszeit der südlichen Halbkugel und umgekehrt die Eiszeit des Nordens mit der starken Erwärmung des Südens, oder ob es überall auf der Erde zu einer gewissen Zeit sehr warm war und wieder zu einer anderen Zeit überall sehr kalt. Träfe eine Kälteperiode der einen Erdhälfte zusammen mit einer Wärmeperiode der anderen, so spräche das für die Richtigkeit der Annahme, daß mit der veränderten Sonnenstellung abwechselnd hier und dort nacheinander große Hitze und große Kälte besteht; wäre es aber zu einer Zeit überall auf der Erde sehr warm gewesen, zu einer anderen Zeit überall sehr kalt, so ließe sich das bewerten für die Annahme, daß der ganze Wärmegehalt der Erde wesentlich von der veränderten Atmosphäre abhängt, es wäre dann also auch wahrscheinlich, daß eine Eiszeit nirgends wieder eintreten wird. Der Umstand, daß gegenwärtig weder im Norden noch im Süden Eis- oder Hitzeperiode besteht, könnte von denen, die den Nachdruck auf die veränderte Sonnenstellung legen, dadurch erklärt werden, daß wir uns jetzt überall in einem Uebergangsstadium befinden, auf dem einen Teil der Erde im Uebergang von der Kälte zur Wärme, auf dem anderen im Uebergang von der Wärme zur Kälte. Danach würde also demnächst wieder auf einer Erdhälfte übergroße Kälte herrschen, auf der anderen übergroße Hitze, beides Zustände, die einer Kulturentwicklung feindlich wären, denn diese verlangt mittlere Temperaturen, wie wir uns jetzt ihrer erfreuen. Das „demnächst“ muß aber immer im Sinne der langen Zeiträume aufgefaßt werden, mit denen die Erdgeschichte rechnet, für absehbare Zeiten also haben die Menschen weder zu große Kälte oder Hitze zu fürchten.

Zimmerhin aber wäre es interessant, zu wissen, ob denn Eiszeiten wiederkommen werden oder nicht. Die Wissenschaft läßt zurzeit eine Entscheidung dieser Frage, eine Entscheidung zwischen den verschiedenen Ansichten der Naturforscher jetzt nicht zu. Aber ein Anzeichen gibt es, aus dem man wenigstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit schließen darf, was uns in der Zukunft naht. Die Wandervogel des Nordens suchen mit großer Regelmäßigkeit Gegenden auf, in denen sie eine zu ihrem Leben genügende Wärme finden, das heißt sie gehen im Winter nach dem Süden, im Sommer

ist es im Norden so warm, daß sie dann dorthin zurückkehren können. Dabei gehen sie auch im Winter nur so weit südlich, daß das erreichte Klima ihnen genügt und vermeiden überflüssige Ausdehnungen der Wanderschaft. Nun hat man festgestellt, daß diese Vögel jetzt bei weitem nicht mehr so weit nach Süden gehen wie früher, ja manche, die aus höherem Norden kamen und früher südlicher hinfliegen, verbleiben jetzt schon den Winter über in unseren Breiten. Daraus könnte man vielleicht den Schluß ziehen, daß in unseren geographischen Breiten eine Wärmezunahme besteht, und wenn die Meteorologie das noch nicht feststellen konnte, liegt es vielleicht nur daran, daß rationelle meteorologische Beobachtungen überhaupt noch nicht lange genug angestellt werden, um eine Vergleichung des gegenwärtigen Klimas mit dem früheren zu ermöglichen. Aber mit der Zeit wird auch die Meteorologie hierüber Aufschluß geben können H. G.

Kleines feuilleton.

Theater.

Königl. Schauspielhaus: „Der letzte Funke“, Lustspiel in 3 Akten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadetburg. Es war kein Geistesfunke, dieser letzte; immerhin erschien er nicht so matt und lebensmüde wie Blumenthals gereimte Rembrandtkomödie oder sein „Glashaus“. Die Ziele waren näher gesteckt, der Ehrgeiz, „Lebensweisheit“ zu markieren, gründlich abgetreift. Die Langeweile blieb sozusagen mehr latent, man spürte sie beim Hören nur von weitem, dann freilich um so deutlicher in der Erinnerung, im Nachgeschmack der Leere. Nur ein paar Szenen, die bei aller Unwahrscheinlichkeit doch Ansätze zu wirklicher Komik enthielten und von Volkmann mit prächtig behaglichem Humor ausgestattet wurden, bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Sie waren es auch, die bei der Aufführung im wesentlichen den Erfolg entschieden.

Ein unerbesserlicher Spieler, Schuldenmacher, Schürzenjäger, dem diese ritterlichen Tugenden den Beinamen des ewigen Leutnants eingetragen haben, wird von einem Verwandten aus der Gattung jener angenehmen Theater-Kommerzienräte, die sich mit ganz besonderer Vorliebe anpumpen lassen, zu dauerndem Logierbesuche nach der Provinz geladen. Fern von Berlin, so rechnet der geduldige Spender, wird und muß ja die mangelnde Gelegenheit des Geldausgebens auf den werten Freiherrn erzieherisch wirken — eine Spekulation, die gründlich fehlschlägt. Voll heiterer Unverfrorenheit kommt der betagte Habenicht auf seinem neugekauften Automobile angerattert und steckt, anstatt befehrt zu werden, auch noch die Hausgenossen mit seiner Insolubilität an. Dort trifft er auch mit seiner Frau, die, um wieder zu heiraten, die Ehescheidung plant, zusammen, staunt, wie hübsch sie aussieht, und macht sich, neuverliebt, daran, sie wieder zu erobern. Wie immer im Lustspiele, triumphiert des Donvidants bekannte Unwiderstehlichkeit. Im Handumdrehen ist der letzte Funke zur Flamme angefaßt. Der Freiherr hat die Gattin wieder und mit ihr zugleich ein Rittergut. Das Lustige in dem konventionellen Rahmen ist die Figur des guten, dem Freiherrn wie dessen Frau in gleicher Wiederleit ergebenden Kameraden Luz, der plötzlich vom platonisch schwärmenden Hausfreund ein paar Momente lang zum auserwählten Heiratskandidaten aufsteigt. Die Regungen dieser bescheidenen Seele, die bei dem Abancement ihr schönes Gleichgewicht verliert, brachte Volkmann, den flüchtigen Umriß mit dem Reichtum seiner schauspielerischen Phantasie erfüllend, in drohigster Anschaulichkeit heraus. Das Ensemble griff elegant und sicher ineinander. Herr Kessler gab dem Freiherrn einen Ausdruck kindhafter Vergnügtheit, der das Abstoßende der renommiertesten Nebenrollen beträchtlich milderte, Kraußner war das verkörperte Wohlwollen in Kommerzienratgestalt. Die kleineren Rollen waren durch Herrn Boettcher, Fraulein Arnstädt und Frau Willig gleichfalls sehr gut vertreten.

Im Münchener Schauspielhause erzielte die Aufführung von Bernhard Shaw's sozialer Komödie: „Geuchler“ nur eben einen freundlichen Erfolg. Das Stück wurde 1892 unter dem Titel widowers houses in London zuerst aufgeführt und war damals für Gesellschaft und Kritik, was sein ironischer Untertitel sagt, „ein unerfreuliches Stück“. Shaw gibt darin in wibvoller Diktion eine scharfgeistige Psychologie des Kapitals in seiner zweifachen Macht. Für die Ethiker ist das Kapital in jeder Form und jeder Erwerbung sündhaft, für die Gesellschaft ist es direkt entzündend. Wer Geld hat, gilt als Gentleman, sofern er nur nach außen den bürgerlichen Moralcode nicht verläßt. Der Mietsthrann, der an das hungernde Elend seine Spelunken quadratmeterweise für teures Geld abgibt, führt natürlich ein schimpfliches Gewerbe, aber ist das schließlich schimpflicher, als wenn der Gentleman aus bestem Kreise Hypotheken auf diesen Zinshäusern hat und von deren Rente seine Ehrenmann-Position stützt? Also resumiert Shaw, ihr Stützen der Gesellschaft, solange nur das Kapital Euer Rückgrat stützt, solange seid ihr alle untereinander gleich. Der noble Rentner ist der gleiche Parasit am Proletariat, wie der un noble Spelunkenbesitzer oder die Bordellmutter. Leider versteht Shaw nur, Gesellschaftsbegriffe mit kühlem Spott niederzureißen und keine neuen Werte aufzubauen. Den Begriff des wahren Gentleman's ist er schuldig geblieben

Musik.

Wiederum ist dem Berliner Musikleben ein neuer Konzertsaal zugelegt worden. In eben demselben Gebäude, das den von uns neulich beschriebenen Müttnersaal enthielt, wurde ungefähr gleichzeitig ein kleinerer Raum eröffnet, nach einem bekannten Konjervatorium Alindworth-Scharwenka-Saal benannt. Er gehört zu den kleineren und intimen Sälen, ungefähr von der Art des Becksteinsaaes. Der kleine erste Rang erhebt sich über dem rückwärtigen Teile des Parterres. Mit Ausnahme der Chornische sind nur ebene Flächen vorhanden; die Decke lassetiert; die Wände in Rechtecke geteilt, deren Besspannung in Vila den Weiß- und Silberton des Ganzen anmutig ergänzt. Eine gute Akustik ist damit von vornherein gegeben.

Es war weder philoemittisches noch antisemitisches Interesse, das wir als eine Gelegenheit zu einem Besuche dieses Saales den ersten Vortragsabend (Sonntag) vom Vereinzur Förderung jüdischer Kunst ausgewählt haben. Mit Recht konnte man unbekanntes Neues erwarten. Zum Teil ist diese Hoffnung auch nicht getäuscht worden. Man weiß ja bereits, daß die altjüdische Musik, zumal ihre von einzelnen Instrumenten begleiteten Tempelgesänge, keineswegs unbedeutend waren und in christlichen Gesängen weiter lebten oder noch weiterleben. Dagegen weiß man allerdings auch, daß es mit den meisten heutigen Synagogengesängen nicht weit her ist. Bogumil Jopler, unser bekannter Operettenkomponist, führte in einem dem Programm des Abends eingefügten Vortrag u. a. an, daß Ignaz Brüll, von dem auch Proben zu Gehör gebracht wurden, von einer spezifisch jüdischen Musik unserer Zeit nichts wissen wollte; was unter solchem Namen geleistet werde, sei Anpassung an europäische Musik oder Anpassung dieser an jüdische Bedürfnisse. Nun hat uns der ganze Abend insofern ein wenig enttäuscht, als er ohne genaue Bezeichnung vielleicht gar nicht als jüdischer erkannt worden wäre. Entscheidend waren Volkslieder in jenem Jüdischdeutsch des östlichen Europa, das keine geringe Rolle spielt, literarisch eifrig vertreten wird und uns vor Jahren sogar in einer jüdischen Operngesellschaft vorgeführt wurde. Das war alles interessant, zum Teil ergreifend; beispielsweise wird man die schlichte Vertonung von „Des Müllers Tränen“ mit dem Refrain „Die Räder drehen sich, Die Jöhren gehen sich“ nicht sobald wieder vergessen. Und auch der Humor kam zu seinem Rechte, beispielsweise mit der Bewunderung eines Fuhrmannes über die Eisenbahn. Aber der einseitig schwermütige Zug von al dem könnte uns auch als slavische Eigenart vorgeführt werden. Recht geben darf man jenem Förderungsvereine jedenfalls; es liegt eben tatsächlich eine anscheinend gar nicht ärmliche Welt von redender Kunst des Judentums vor, deren Unkenntnis uns nicht ehren könnte. Vielleicht würden wir eine vorhandene Eigenart besser erkannt haben, wenn uns der Verein in seinem (ohnehin überlangen) Konzerte mehr die etwaige Aehnlichkeit neuester und ältester jüdischer Musik vorgeführt hätte. — Die Vortragenden leisteten alle Gutes. Den größten Erfolg hatte allerdings der Rezitator Robert Koppel, zumal mit der anschaulichen und glaubwürdigen Humoreske „Die Militärgestaltung“. Eine Rezitationskunst, wie sie nicht sobald wieder zu hören ist! sz.

Ethnologisches.

Chinesische Ehegesetze. Der Chinese heiratet jung, meistens tritt er vor vollendetem 20. Lebensjahre in die Ehe. Es kommt nicht selten vor, daß Knaben von 16 Jahren mit Mädchen von 14 verheiratet werden. Liebe knüpft im Reiche der Mitte selten den Bund fürs Leben, sondern fast immer der Wille der Eltern, gegen den es keine Auflehnung gibt. Die Hochzeit muß im Laufe desselben Jahres stattfinden, in dem die Brautgeschenke ausgetauscht werden. China besitzt kein bürgerliches Gesetzbuch, aber die Ehe ist dort überlieferten Vorschriften unterworfen, die so gut wie Gesetze sind. Der Chinese darf nur eine legitime Frau haben, Nebenfrauen dagegen kann er nach seinem Belieben in seinen Haushalten aufnehmen. Verlobungen dürfen nicht ohne weiteres aufgehoben werden. Wenn ein Vater die Hand seiner schon verlobten Tochter einem anderen verspricht und dafür von dem rechtmäßigen Bräutigam zur Verantwortung gezogen wird, muß er sich zur Strafe auf 70 Hiebe mit dem Bambus und auf die Zahlung einer entsprechenden Entschädigungssumme gefaßt machen, ebenso der zweite Bräutigam, wenn er wußte, daß das junge Mädchen schon versagt war. Die gegenseitigen Geschenke werden in solchen Fällen für den Staatschatz beschlagnahmt. Natürlich treffen dieselben Strafen den Vater des Bräutigams, wenn er den schon für die Ehe seines Sohnes abgeschlossenen Vertrag bricht und für ihn eine „bessere Partie“ ausfindet. Die Ehe ist, wie Ernest Lehr in seinem Buche „Le mariage, le divorce et la separation de corps dans les principaux pays civilises“ behauptet, in China verboten zwischen Personen, die denselben Namen haben; zwischen Verwandten bis zum vierten Grade in gerader Linie und bis zum dritten der Seitenlinie. Ein Mann darf auch nicht seine Schwägerin, nicht einmal die Schwester seines Schwagers heiraten. Wer diese Vorschriften unbeachtet läßt, läuft Gefahr, sehr schwer bestraft zu werden. Jede Ehe, die im Widerspruch mit ihnen geschlossen ist, hat keinerlei Gültigkeit. Es ist bei Strafe von hundert Bambushieben verboten, während der dem Tode des Vaters oder der Mutter folgenden vorchristlichen Trauerzeit Hochzeit zu feiern. Die Ehe bleibt jedoch gültig, wenn gegen die Uebertretung verstoßen wird. Ein öffentlicher Beamter darf bei Strafe von 80 Bambushieben oder einer entsprechenden Geldstrafe nicht

Die Tochter eines Bewohners desjenigen Gebietes, in dem er sein Amt ausübt, heiraten. Jeder Beamte, der eine Tänzerin, Schauspielerin oder eine Muslimin heiratet, oder seinen Sohn ein Mädchen dieser verachteten Berufsclassen heiraten läßt, wird mit 60 Hieben bestraft. Die Ehe ist auf jeden Fall ungültig.

Eine Frau, die nicht die gefehmähige Zeit um ihren verstorbenen Gatten in ihrer Kleidung trauert, soll 60 Hiebe erhalten und auf ein Jahr verbannt werden, 80 Hiebe dagegen, wenn sie sich vor Ablauf der vorgeschriebenen Trauerfrist der Musik oder sonstigem Zeitvertreib hingibt. Empfing sie zu Lebzeiten ihres Mannes vom Kaiser einen Ehrentitel, dann darf sie bei Strafe von 100 Hieben überhaupt nicht wieder heiraten. Und selbst wenn sie diese Strafe des neuen erhofften Eheglüdes wegen ruhig über sich ergehen lassen wollte, so wäre es doch verlorene Liebesmüh, denn ihre zweite Ehe würde unter allen Umständen ungültig sein. Die Ehe verletzt der Frau in China alle Vorrechte, die der Mann genießt und unterwirft sie keineswegs der Vormundschaft ihres Gatten. Sie kann nach Herzenslust kaufen und verkaufen, Schulden machen, soviel es ihr beliebt, und jeden Geschäftsvertrag ohne Zustimmung ihres Mannes unterzeichnen. Aber wenn auch nicht dem Rechte nach, so bleibt doch eine Chinesin eine Sklavin, wenn sie aus dem Elternhause in das Haus ihres Mannes übersiedelt, denn von diesem Zeitpunkt an hängt sie völlig von ihren Schwiegereltern ab. Ihre Lage am eigenen Herd ist demütigend, denn sie darf nicht einmal zu den Mahlzeiten mit ihrem Manne und ihren Söhnen an demselben Tische Platz nehmen. Ein Mann darf seine Frau züchtigen; wenn er sie jedoch dabei verwundet oder gar tötet, muß er die ganze Strenge des Strafgesetzes fühlen. Er kann aber mit hundert Hieben davontommen für den Fall, daß er seine Frau tötete, weil sie seine Eltern oder Großeltern schlug oder beschimpfte. Eine Frau, die ihren Mann mißhandelt, wird in China strenger bestraft, als ein Mann, der seine Frau schlägt. Abgesehen von anderen Gründen, die zum Teil auch in anderen Ländern für eine Ehescheidung gültig sind, genügt in China auch gegenseitige Uebereinstimmung für die Lösung eines Ehebundes. --

Aus der Pflanzwelt.

Kapblumen. Wenn im Herbst die Blumen rar werden, kann kommen auch heute noch in der Großstadt die Kapblumen wieder in Ehren, um Verwendung in allerlei billigen Kränzen zu finden. Sie ist eine Verwandte von den in unseren Bauergärten vielfach angepflanzten Strohblumen, Helichrysum; ihr Artname lautet vestitum. Wie schon der Name andeutet, kommt die Blume aus dem Kaplande Südafrikas. Die schönsten Blumen stammen aus dem Südwesten der Kolonie. Ein Halbstrauch von 1/2—1 Meter Höhe ist es, von dem die Blumen geerntet werden. Die Küstengebiete bilden das ergiebigste Sammelfeld, da der Strauch weiter ins Land hinein weniger häufig auftritt. In den Küstengebirgen klettert er jedoch, je höher je lieber, empor. Seitdem man seinen Wert erkannt hat, b. h. seit die Kapblume ein lebhafter Handelsartikel geworden ist, läßt man die Pflanze nur ein Alter von höchstens acht Jahren erreichen. Die Pflanzen werden dann abgebrannt und die neu austreibenden Sprosslinge bringen nach drei Jahren reichliche Ernte, so daß der Besitzer für den Ausfall gut entschädigt wird. Sobald die Pflanzen über das achte Lebensjahr hinaus sind, werden die Blumen immer kleiner.

Die Ernte der Kapblumen währt etwa ein halbes Jahr, vom Juli bis Dezember. Während der ersten Hälfte der Erntezeit werden die Blumen in den Niederungen und am Fuße der Berge geerntet, während später die Reifezeit der Blumen die Sammler auf die höchsten Berge lockt. Das Sammeln ist mit mancherlei Beschwerden verknüpft, so namentlich in den höheren Regionen. Da die Blumen an denselben Pflanzen nicht alle zu gleicher Zeit das richtige Reifestadium für die Ernte erreicht haben, so muß das Sammeln im gleichen Distrikte öfter wiederholt werden. Die schönsten Blumen gedeihen für gewöhnlich an den unzugänglichsten Stellen, und nicht selten muß der Sammler die Erfahrung machen, daß, wenn er eine solche lohnverheißende Stelle gefunden hat, doch alle Mühen vergebens waren. Entweder sind die Blumen noch nicht weit genug oder sie sind schon zu weit vorgeschritten. Das bedeutet in beiden Fällen eine bittere Enttäuschung, wobei nur im ersten Falle noch die schwache Hoffnung auf einen späteren Gewinn bleibt.

Wie das beim Pflanzensammeln ganz allgemein üblich ist, so kaufen Händler die Blumen von den Sammlern auf. Daß dieser Kauf nicht immer ganz glatt vor sich geht, ist erklärlich. Den Sammlern fehlt vielfach das Verständnis für die „Güte“ einer handelsfähigen Ware.

Möglichst sofort nach dem Pflücken werden die Blumen getrocknet, denn je länger man mit dieser Prozedur zaudert, um so größer wird der Verlust werden, da die Blumenblätter bei nicht rechtzeitig getrockneten Blumen äußerst leicht ausfallen. Bei gutem Wetter hat das Trocknen weiter keine Schwierigkeiten, es erfolgt im Freien auf untergelegten Tüchern oder dergleichen. Bei regnerischem Wetter wird das Trocknen jedoch erschwert, da die Wohnhäuser nicht zum Trocknen eingerichtet sind und der Weg zu den Sammelhäusern oft ein weiter ist. In diesen Sammelhäusern, wohin der kleine Händler seine Waren abliefern, sind zweckentsprechende Trockenanlagen geschaffen, auf denen die Blumen einige Wochen behandelt werden, bis sie endlich verstandfähig sind.

Ein Sortieren nach Größe und Qualität geht dem Einpacken

vor aus. In große Holzkisten verpackt, tritt dann die Kapblume ihre Reise auf einem Oasenwagen zur Hafenstadt an, um von hier aus ihren Weg nach Deutschland, England oder Amerika zu nehmen. Nach diesen Ländern wandert der größte Teil der Kapblumen, während die Ausfuhr nach anderen Ländern, wie Frankreich und Belgien, nur eine ganz geringe ist. Nach Deutschland geht allein weit über die Hälfte der gesamten Ernte.

Hier gehen die Kapblumen vom Großhändler an den Detailhändler und Kranzbinder. Von diesem wird die geschlossene Blume durch einen Handgriff geöffnet, so daß die einzelnen Blumenblätter sich strahlenförmig ausbreiten. Unter Zuhilfenahme eines Drahtes wird die Blume dann in den Kränzen verarbeitet. Die meisten Blumen kommen in der gelblich-weißen Naturfarbe zur Verwendung. Manche werden jedoch auch gefärbt und sehen dann für gewöhnlich recht abscheulich aus, wohingegen sich die Naturfarbe gar nicht übel ausnimmt.

In den Großstädten ist der Verbrauch dieser Blume wesentlich zurückgegangen, seit durch die Einfuhr der Nivierablumen auch im Winter Blumen billig sind. Nur zur Herbstzeit, namentlich zum Totenfest und zu Allerheiligen, wo billige Blumen knapp sind, ist der Kapblumenverbrauch selbst in der Großstadt ganz enorm. In der Kleinstadt herrscht die Kapblume noch heute den ganzen Winter hindurch.

Humoristisches.

Es lebe der Reservemann.

In einem bekannten Soldatenliede heißt es:

Gaben wir zwei Jahre gedient,
Ist die Dienstzeit aus.
Dann schickt uns der Kaiser wieder
Ohne Geld nach Haus.

Bei verschiedenen Truppenteilen durfte der Vers in dieser Fassung nicht gesungen werden; es wurde vielmehr folgender Schluß vorgeschrieben:

Dann schickt uns der Kaiser Wilhelm
Als Reservemann nach Haus.

Es ist bedauerlich, daß es Truppenführer gibt, die solche geradezu sozialdemokratische Lieder zulassen. Nun, dem Himmel sei Dank, es gibt auch noch patriotische Truppenführer. Der Generalmajor Freiherr Bopp von Labstod hat folgenden Schluß vorgeschrieben:

Dann geruhen Seine Majestät unser Allerhöchster Kaiser und Herr Uns in unsern untertänigsten Heimatorz zu entlassen.

Als der Brigadeadjutant gehoramsft bemerkte, daß dieser Text für die Melodie zu lang sei, da die letztere nicht so viele Takte habe, erwiderte der General: „Für die fehlenden Takte werde ich sorgen. Lassen Sie die Kerle nach dem Takte eins-zwei, eins-zwei so lange langsamen Schritt machen, bis die Takte ausreichen.“

— Eine gefährliche Zeit. Der Rentier Wilhelm Schulze, Berlin NW., geht jetzt nie mehr ohne seine Frau und seine sechs Kinder aus, da er Angst hat, die „Gemeinschaft der Eigenen“ rellamiert ihn für sich.

(„Jugend.“)

Notizen.

— Architekt August Endell wird in diesem Winter Vorträge über Architektur halten. Dienstag, den 15. Oktober, abends 8 Uhr, wird als Einleitung ein öffentlicher Vortrag über die künstlerischen Probleme der heutigen Architektur vorausgehen. Er findet in dem von Endell erbauten großen Saal Rosenhalestr. 40 statt.

— Der Salon der Humoristen. Im Gebäude der Sezession am Kurfürstendamm ist eine Ausstellung französischer und englischer Karikaturen, denen auch einige deutsche aus dem Mitarbeiterkreise der „Luftigen Blätter“ beigelegt sind, eröffnet worden. Einige 900 Sachen in allen Techniken geben annähernd ein Bild von dem Stande der heutigen Karikatur in Frankreich, obwohl auch hier manches fehlt. Die Ausstellung war schon diesen Sommer in Paris zu sehen. Charakteristisch ist in der Auswahl das gänzliche Zurücktreten der politischen Karikatur vor der gesellschaftlichen und erotischeren. Da aus Deutschland nur wenige Künstler beteiligt sind, ist die deutsche Karikatur arg zu kurz gekommen.

— Gorkis Roman „Die Mutter“ ist soeben in Buchform im Wägen- und Buchverlage russischer Autoren — J. Ladyshnikow — erschienen (Preis 3 M., geb. 4 M.).

— Das Museum der Sentenbergischen naturforschenden Gesellschaft, das naturwissenschaftlichen Sammlungen dient, wurde in Frankfurt a. M. auf die in Deutschland übliche Weise eröffnet.

— Hoftheaterzensur. Die Wiener Zensoren können es beinahe mit den preussischen aufnehmen. Neulich führte man in der Burg drei einaktige Suedermänner auf, der vierte, der noch dazu gehört: „Lichtbänder“, wurde indes für Hoftheaterunpassend befunden. Dafür wird das Deutsche Volkstheater ihn nun spielen. Auch Ludwig Ganghofer, den Spezi des deutschen Kaisers, diesen frumbden und längst vergartenlaubten Mann, hat man zensuriert. Ein Sattrspiel, das zu seiner von der Burg angenommenen „Sommernacht“ gehört, darf dort nicht aufgeführt werden. Man sollte ein Ergänzungstheater zur Burg errichten, auf dem die dort unterdrückten Stellen, Szenen, Akte und Stücke gegeben werden.